

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Die Rächer.

Roman von Hermann Wagner.

(Fortsetzung.)

Dem anderen war, als träume er. Er suchte nach scharfen Worten, um diesem Menschen, der so tat, als könne er über ihn verfügen, zu antworten. Allein er fand keine Worte, obgleich nichts von Furcht mehr in ihm war. Ein großes Stammen hielt seine Sinne umfassen. „Sie reden so sonderbar mit mir,“ sagte er nach einer Weile, „so sonderbar, wie noch nie ein Mensch mit mir gesprochen hat. Meine Gedanken sind verworren, und ich weiß nicht, was ich Ihnen antworten soll. Alles, was Sie mir scheinbar erhellen wollen, wird doch nur um so dunkler... Sie erzählen mir vorhin von einem Mord auf der Hamburger Alster. Sagen Sie mir eins! Waren Sie jener Mann —?“

Reisner senkte die Augenlider und schien doch seinen Partner fest anzustarren. „Nein,“ sagte er, „ich war es nicht!“

„Wer war es?“

„Ein anderer, der noch im Gefängnis sitzt, — noch zehn lange Jahre...“

„Und wer war jene Frau?“

„Jene Frau, auf die der Gefangene nun wartet? Die der Antrieß zu seinem Verbrechen war? Die er verfluchen mußte, verfluchen und hassen, und die er dennoch liebt, die er liebt und auf die er wartet, in Hoffnung und Angst, — noch zehn lange Jahre?“

„Ja.“

Reisner schrie ihn wild an: „Sie kennen sie, junger Mann!“

Herr von Webenau ließ das Steuer fahren. Er zitterte am ganzen Leibe. „Ja... sie... es?“ fragte er leise.

„Sie,“ brüllte Reisner, „ja!“

Es gab eine lange Pause zwischen ihnen, in deren Verlauf Herr von Webenau alles klar wurde: der Haß und der Schmerz dieses Mannes, in dessen Augen Tränen standen, — Tränen, die er weinte, ohne es zu wissen, die über seine Wangen kullerten und auf den Boden des Bootes fielen, mit dessen Schmutz sie sich vermischten.

„Bitte,“ wandte er sich weich an Reisner, „wollen Sie die Güte haben, nun an Land zu rudern?“

„Ja,“ sagte Reisner abwesend und griff mechanisch nach den Rudern, „gern.“

Er holte aus, und das Boot schnellte, das Wasser lautlos durchschneidend, dem Mühlflatter Ufer zu.

Sie stiegen aus, und Herr von Webenau fettete das Boot an, während Reisner wieder in seinen Kof fuhr. Dann schritten sie nebeneinander dem Seehof zu.

Aber noch ehe sie ihn erreicht hatten, machte Herr von Webenau Reisner ein Zeichen, sich mit zu sehen. Eine Bank

stand an der Straße. Gegenüber auf einer Wiese mähte ein Mann Heu.

„Sind Sie der Freund jenes Mannes, von dem Sie sprachen?“ fragte Herr von Webenau.

Reisner nickte. „Ja, der einzige, der ihm geblieben ist.“ „Und ist das, was Sie mir gesagt haben, die reine Wahrheit?“

„Es ist die reine Wahrheit, ja.“

„Ich... ich bin erschüttert,“ sagte Herr von Webenau, „und ich... ich fürchte mich. Ja, ich habe Furcht. Und ich möchte — sie nicht mehr sehen...“

Reisner ergriff seine Hand und drückte sie so stark, als wollte er sie zerquetschen. „Ich danke Ihnen,“ sagte er mit erschütterter Stimme, „ich danke Ihnen im Namen — des anderen!“

Sie schwiegen wieder.

Nach einer längeren Pause fragte dann Reisner: „Was werden Sie tun?“

„Ich werde abreisen,“ antwortete Herr von Webenau, „noch heute, und ohne ihr etwas zu sagen... Sie bleiben noch hier?“

„Ja.“

„Wissen Sie,“ sagte Herr von Webenau und blickte dem anderen ins Gesicht, „manchmal will es mir fast scheinen, als ob Sie sie liebten!“

In Reisners Antlitz bewegte sich keine Muskel. „Ich? Wie kommen Sie darauf?“

„Die Art, wie Sie mich hoßten...“

Reisner lachte tonlos. „Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich diese Frau noch nie in meinem Leben gesehen habe. Erst vor zwei Tagen, — als ich hierher kam, — sah ich sie — zum ersten Male... Und da war ich mir sofort über eines klar!“

„Vorüber waren Sie sich klar?“

„Darüber, daß ich sie haßte,“ antwortete Reisner, „für ihn haßte, den anderen, der für sie büßt!“

„Sie ist sehr schön,“ sagte Herr von Webenau wie im Traume. „Und nicht nur das. Sie hat etwas, das...“

„Ja,“ rief Reisner aus, „und dieses ist es, das ich haße, dieses Etwas, das uns Männer verdirbt!“ Er rüttelte den Kopf in die Hände und brütete vor sich hin. „Auch mich hat es ja verdorben,“ fügte er, wie zu sich selber sprechend, hinzu, „mich und viele andere...“

„Sie haben sehr Schweres erlebt?“ fragte Herr von Webenau leise.

„Ich war im Gefängnis,“ antwortete Reisner, „vier Jahre...“

„Wegen versuchten Totschlages, — sagten Sie nicht so?“

„Dafür, daß ich die Hand gegen einen erhob, den eine andere erschlagen wollte!“ Er schwieg plötzlich und schüttelte mit einer einzigen Bewegung alle finsternen Erinnerungen von sich ab. Er stand auf: „Wir wollen gehen, es wird Zeit!“

„Wir wollen uns verabschieden,“ verabschiedete Herr von Webenau, „ja.“

„Werden Sie noch heute reisen?“  
 „In einer Stunde.“  
 „Geben Sie mir Ihre Hand! Sie sind brav! Ich werde mit Dankbarkeit an Sie denken!“  
 Sie schritten auf den Seehof zu und begaben sich ein jeder auf sein Zimmer.

Lucie Blümmer war nicht zu sehen.  
 „Dast du aufgepaßt, was sie macht?“ wandte sich Reissner an seinen Diener.

„Seit drei Stunden ist sie in ihrem Zimmer, das sie verriegelt hat,“ antwortete Prokop.

Reissner war unruhig. Bald trat er auf den Balkon hinaus, bald warf er sich in einen der Stühle. Die Zeit schien wie auf Kräcken. Endlich schlug es sechs.

„Ein Wagen ist unten vorgefahren,“ meldete Prokop. Reissner stürzte auf den Balkon.

Er sah es, wie Herr von Webenau einstieg, der Wirt verabschiedete sich mit gekrümmtem Rücken von ihm, Hausdiener, Stubenmädchen und Kellner nahmen ihr Trinkgeld in Empfang.

Im rechten Flügel des Gebäudes wurde ein Fenster geöffnet.

Der Kutscher knallte mit der Peitsche, die Pferde zogen an, der Wagen arbeitete sich aus dem knirschenden gelben Kies heraus.

Da rief aus dem Fenster, das im rechten Flügel des Hauses geöffnet worden war, eine weibliche Stimme ein paar Worte.

Doch die Worte verhallten ungehört, der Wagen fuhr weiter, und nur der Wirt mit seinen Leuten wandte sich dem Fenster zu.

„Prokop,“ sagte Reissner zu seinem Diener, „geh und melde der Dame drüben, daß ich dringend mit ihr zu reden habe!“

14. Kapitel.

Reissner trat ein und zog verächtlich die Mundwinkel hoch. Er sagte sich, daß es von dieser Frau doch albern sei, albern und geschmacklos, ihn in diesem Kleide zu empfangen.

Lucie Blümmer lud ihn ein, sich zu setzen. „Sie wollen mich sprechen?“ sagte sie in einem ehrlich liebenswürdigen Ton, der bewies, wie unbefangen sie war. „Bitte, was haben Sie mir zu sagen? Weshalb sind Sie hier?“

„Jun“ hst deshalb, um Ihnen Empfehlungen von Herrn von Webenau zu übermitteln, der abgereist ist.“

„Ich danke!“

„Wissen Sie auch, warum er abgereist ist?“

„Weil Sie ihn fortgeschickt haben,“ lachte sie, „natürlich!“

„Ich habe ihn fortgeschickt, ja!“

„Fürchtete er sich so sehr vor Ihnen, — der Arme?“

„Nicht vor mir, doch vor Ihnen!“

„Oh, ich hätte ihm nichts getan,“ rief sie aus und griff nach dem Zigarettenetui, das neben ihr auf dem Tisch lag. „Haben Sie Feuer?“

„Hier,“ sagte er.

„Doch Sie, nicht wahr?, — Sie kennen keine Furcht, am wenigsten vor Frauen?“

„Nein,“ sagte er.

Sie zog den Rauch ein und stieß ihn durch die Nase wieder aus. Es war zu sehen, daß sie viel rauchte. Doch stand es ihr gut und nahm ihr nichts von ihrer Weichheit. „Das ist recht,“ sagte sie, „mir imponieren Männer, die sich nicht fürchten. . . Rauchen Sie nicht?“

„Danke,“ sagte er und bediente sich.

Sie kreuzte die Beine und gab dem Schaukelstuhl einen erneuten Stoß. „Wissen Sie, daß es zweierlei Arten von Männern gibt, die behaupten, sich vor den Frauen nicht zu fürchten? Sehr naive und sehr erfahrene. . . Ich zähle Sie zu den naiven!“

„Das sollten Sie nicht,“ sagte er ernst.

Wieder warf sie mit einem Ruck den Kopf hoch. „Oh,“ rief sie lachend aus, „mein Haar!“

Sie eilte zum Spiegel, um ihre Haare, die herabgefallen waren, wieder lose aufzusteden.

Er sah im Spiegel ihr Gesicht, das in einer stummen Sprache zu ihm redete, in einer Sprache, die er verstand und um derenwillen er diese Frau verabscheute.

„Bin ich schön?“ fragte sie.

„Ja,“ antwortete er, „aber ich begreife doch nicht, wie so Sie jemandem zum Verderben werden konnten.“

Sie blieb vor seiner Beleidigung unberührt und blickte überlegen über ihn hinweg, so, als ob er ein Schwäger wäre, der sie im Augenblick amüzierte. „Ich glaube es Ihnen, daß Sie das nicht begreifen. Ihre Formel ist sehr einfach. Sie sind kein Mann.“

„Oh!“ drohte er ihr.

„Kein Mann,“ wiederholte sie, ihn unter einem mit einer graziosen Gebärde besänftigend. „Ihr herrisches Gebaren täuscht mich nicht. Es bestätigt mir nur, daß Sie im Innersten schwach sind.“

Er lachte rau auf. „Oh, ich würde es schon auf mich nehmen, Sie zu zähmen.“

Sie wandte sich ihm zu, ließ beide Arme herabsinken und sah ihn, sich ihm gleichsam wehrlos preisgebend, voll an. „Das würde Ihnen nie gelingen. Ich fürchte Sie nicht. Nein.“

„Vielleicht werden Sie es noch lernen, mich zu fürchten!“

Ihre Augen schimmerten in feuchtem Glanz. „Wie, . . . wie wollten Sie das zuwege bringen?“ fragte sie leise.

Er forderte sie mit einer Handbewegung auf, sich zu setzen und rückte seinen Stuhl nahe an den ihren heran. „Ahnen Sie es noch nicht, daß ich Ihre — Vergangenheit kenne?“ fragte er.

„Ich weiß es,“ sagte sie mit einer Ruhe, die ihn seltsam packte. „Ich wußte es von dem ersten Moment an, als ich Sie sah, und doch fürchte ich Sie nicht. Was können Sie mir tun?“

„Ich kann Ihnen überallhin folgen, — wie ein Schatten.“

„Ich fürchte auch keinen Schatten,“ sagte sie, „nein, Ihr Schatten würde mich nie erschrecken, nie!“

„Mein Schatten würde zu Ihrem Gewissen werden,“ mahnte er sie. „Schreckt Sie auch Ihr Gewissen nicht?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Ein Mann sitzt für Sie im Gefängnis,“ fuhr er fort, „und büßt dort Ihre Schuld, — noch zehn endlose Jahre muß er büßen, muß er warten und sich lehnen, — Tag für Tag, Monat für Monat, Jahre hindurch. . . Wissen Sie, was das heißt?“

„Wissen Sie es?“ gab sie zurück.

„Ich weiß es,“ sagte er mit abgestorbener Stimme, „oh ja.“

Ihre Augen weiteten sich, wuchsen in einem trüben Staunen. „Sie —?“

Da verlor seine Stimme mit einem Male alles Drohende, sie wurde leise und war doch voll eines maßlos Schwere. „Ich war mit ihm zusammen, — verstehen Sie mich? — mit ihm! . . . Und es gab keinen außer meiner, den er hatte, wie auch er der einzige war, der mir geblieben war. Er war mehr als mein Freund, denn was bedeuten an jenem Ort Begriffe wie: Freundschaft?! . . . Er war ein Stück meines Körpers, meine Seele war ein Teil von ihm. Es gab keine Falte in dem Herzen des einen, die der andere nicht kannte, — wir liebten einander, wir waren eins!“

Er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und schwieg eine Weile. „Und dann durste ich plötzlich gehen, ich war frei. . . Nie werden Sie das begreifen, was es heißt: frei sein! Es heißt, wieder leben dürfen, wo man doch schon tot war, wieder atmen können, wo sich einem doch schon eine harte Faust für immer um die Kehle gelegt hatte. . . Ich durfte gehen, und er blieb zurück, — blieb allein zurück, wie auch ich allein gehen mußte und bis heute allein geblieben bin!“

Er löste die Hände wieder vom Gesicht und sah sie an.

„Verstehen Sie jetzt, wer ich bin und wie ich zu ihm und zu Ihnen stehe?“

„Ich weiß nur, wie Sie zu ihm stehen,“ sagte sie. „Aber wie stehen Sie zu mir?“

„Ich bin da, um Sie an ihn zu mahnen, um Ihnen zu sagen, daß er noch lebt, daß er sich nach Ihnen sehnt und daß Sie auf ihn zu warten haben.“

„Wie lange noch,“ sagte sie traumhaft, „noch zehn lange Jahre? Dann bin ich alt.“

„Ja,“ sagte er, „und doch müssen Sie warten, — denn er hat soviel für Sie getan, wie kein zweiter Mann für Sie tun würde!“

Sie legte die halb verglommene Zigarette in den Aschenbecher und drückte sie aus. „Er hat mich geliebt,“ sagte sie, „deshalb hat er es getan.“

„Und Sie? Haben Sie ihn nicht geliebt?“

„Ich habe nur meinen Mann gefaßt, — das war alles . . . Der andere hat mich von ihm befreit. Dafür war ich ihm dankbar. Wir sind quitt.“

„Sie sind kalt und grausam,“ sagte er mit pochendem Herzen, denn ihm war, als müsse es ihm gelingen, sie zu überzeugen. „Denken Sie nicht daran, was er leidet?“

„Er büßt, was er getan hat.“

„Waren Sie es nicht, die ihn dazu getrieben hat, es zu tun?“

Sie wurde rot und ballte zornig die Fäuste. „Hat er Ihnen das gesagt?“

„Mehr noch,“ versetzte er und hatte die Empfindung, daß er eine Wollsgarbe bereite, in die sie unrettbar hineinstürzen mußte, „er hat mir Beweise gegeben.“

Sie biß sich auf die Lippen. „Beweise?“

Seine Haltung nahm etwas Hinterhältiges an. „Es existiert ein Brief von Ihnen, der beweist oder es zum mindesten wahrscheinlich macht, daß Sie bei jener Tat damals die treibende Kraft waren . . . Ja, dieser Brief ist vorhanden. Zu Ihrem Glück lag er dem Gericht, das damals gegen Sie verhandelte, nicht vor. Sonst sähen Sie“ — er lächelte bitter — „jetzt wohl nicht hier!“

Ihr Gesicht war verzerrt und sie kämpfte mit dem Atem.

„Wo . . . wo ist dieser Brief?“ flüsterte sie.

„In meinem Besitz,“ sagte er langsam und kostete diese Minuten ihrer Angst voll aus, „in meinem sicheren Besitz.“

„Und er . . . er hat Ihnen . . . diesen Brief gegeben?“

„Er befand sich an einer sicheren Stelle,“ antwortete er ruhig, „an einem Ort, von dem ich ihn, als ich in Freiheit war, abzuheben hatte . . . Das habe ich getan. Mein Auftrag ist es, ihn zu verwahren. Ich erfülle meinen Auftrag.“

Sie schrie plötzlich auf, so laut und in einem Ton so tiefgründiger Qual, daß er bis in seinem Innersten erbebte.

Sie war aufgesprungen und hatte sich, wie um ihm zu entfliehen, zur Tür gewendet, war aber vor dieser wieder jah umgekehrt und hatte sich auf die Ottomane geworfen.

Sie lag mit dem Gesicht nach unten und schluchzte. Ihr Weinen erschütterte ihren ganzen Körper. Es rang sich stöhweise aus ihr empor, es überflutete sie, wie ein tosend hervorbrechendes Gewitter eine lechzende Landschaft überflutet.

Er trat zu ihr und berührte mit den Fingerspitzen ihre Schulter. „Hören Sie,“ sagte er und spürte dabei eine große Trockenheit in seinem Gaumen, „Sie dürfen nicht so weinen, — man wird sonst aufmerksam auf uns!“

Hatte sie das Taftende, unsicher Suchende in seiner Stimme wahrgenommen, jenes, vor dem er jetzt selber erschrak, da es wie ein Versuch klang, den er unternahm, um ihr näher zu kommen?

Sie hob den Kopf und stützte ihn mit der Hand. „Sehen Sie,“ sagte sie, „ich will Sie nicht mehr sehen . . .“

„Fürchten Sie sich vor mir?“ fragte er. „Das sollen Sie nicht.“

„Nein, ich fürchte mich nicht vor Ihnen, — aber Sie müssen mir Ekel ein, — Sie und der andere, . . . ja, Sie alle beide!“

Er erblaßte. „Warum?“

„Weil, . . . weil Sie ein Reptil sind, — ja, ein Reptil, das sich nachts anschleicht und das, wenn man es auf der bloßen Haut spürt — kalt, küstern und grausam —, das einem dann Entsetzen einjagt und Ekel und Grauen, so daß man sich schüttelt . . .“

Eine Woge von Erregung stieg in ihm hoch. „Sie lügen!“ schrie er sie an, „Sie lügen, Sie verdrehen die Wahrheit! . . . Weshalb bin ich hier? Nicht um Sie anzugreifen, bin ich hier! Um den Dolchstich abzuwehren, den Sie gegen einen anderen führen, — gegen einen, der wehrlos ist, den Sie verraten wollen!“

Sie lachte ihm höhnisch ins Gesicht. „Lügner! Nicht deshalb sind Sie gekommen! Soll ich es Ihnen sagen, welches der wahre Zweck ist, der Sie zu mir führt? . . . Fangen wollen Sie mich! Besitzen wollen Sie mich! Und weil Sie zu schwach sind, mich zu erobern, so steigen Sie, wie ein Dieb, nachts durchs Fenster, um mich zu stehlen!“

Er starrte sie entsetzt an. „Sie . . . wollte . . . ich —?“

Sie sprang auf, stellte sich vor ihn hin und hob beide Arme. „Sehen Sie mich an, wenn Sie es können!“

Er hob den Kopf, ließ ihn aber sogleich wieder sinken, trat zur Seite und warf sich in einen Stuhl. „Sie sind ein Teufel!“ flüsterte er.

„Sehen Sie es, merken Sie es, daß Sie mich wollen, . . . mich, nur mich?“

Es überrann ihn kalt und heiß zugleich, denn er hörte es, daß in ihrer Stimme keine Drohung mehr, sondern unerbaitener Jubel war. „Ich habe . . . nie daran gedacht,“ murmelte er.

„Aber jetzt, . . . jetzt denken Sie — doch daran?“

Er schwieg.

Da brach sie unvermittelt, tief Atem holend, das Gespräch ab, und als besinne sie sich, in welchem Zustande ihr Haar sei, ging sie an den Siegel, um es hochzustecken.

Er wollte es nicht und mußte es doch tun: er verfolgte sie mit feinen Augen, umfaßte sie mit ihnen, ließ, einem gebietzerischen inneren Zwang folgend, den Zauber ihres biegsamen Leibes voll auf sich wirken.

(Fortsetzung folgt.)

## Wallo.

Kriegserinnerung eines alten Heidelberger Korpsstudenten.

Von Max Treu.

(Nachdruck verboten.)

Eines schönen Abends im Juli 1914, als ich gerade vom „Seppel“ heim ging in meine Wohnung, war er mit nachgelassen gekommen. Ich sah ihn erst etwas erstaunt an, aber das kümmerte ihn nicht. Dann versuchte ich, ihn fortzuschicken, aber auch das half nichts — er lief unbeirrt hinter mir her und wottelte bald getreulich an meiner Seite. Ich warf ihm einige bedenkliche Blicke zu, der klassische Babel aus „Faust“ fiel mir ein, aber da ich mir bewußt war, keinerlei Wünsche an Herrn Mephistopheles zu haben oder jeweils gehabt zu haben, so verschwand dieses drohende Spukbild alsbald, und ich ließ mir die Begleitung gefallen. Und mein Begleiter schien auch gar nicht willens, davon abzusehen. Als ich die Haustür aufschloß, war er schon drinnen, bevor ich überhaupt mir recht überlegen konnte, ob ich ihn denn nun wirklich mitnehmen sollte oder nicht. Er löste die Frage einfach dadurch, daß er die Treppe hinaufsprang, als habe er es schon tausendmal getan, und vor meiner Tür anhielt, als sei ihm das etwas ganz Alltägliches.

Kurz und gut, ich war in dieser Nacht der Besitzer eines Hundes geworden. Nicht gerade ein Prachtexemplar seiner Rasse. Hiemlich ruppig und struppig — Staat konnte man nicht mit ihm machen. Eine Art Schäferhund, offenbar etwas verwildert, von guter Statur nur sehr wenig beleckt. Aber als ich das alles nun beim Schimmer der Lampe feststellte, da legte das Tier seinen Kopf auf mein Knie, sah mich so treuherzig und gutmütig an, als wolle er sagen: Sag mich doch nicht wieder fort, ich habe ja keinen Menschen, der es gut mit mir meint, und — wer weiß, ob ich dir nicht mal vergelten kann, was du an mir tust —

Ich hätte ein Barbar sein müssen, wenn ich diesen treuen Blick aus den gutmütigsten Augen nicht beachtet hätte. Ich wies meinem zugelaufenen Freund eine Lagerstätte an, auf der er sich schweißbedeilt niederließ, und am anderen Tag gab ich eine Anzeige an die Tagesblätter, daß mir ein Hund zugelaufen sei, der christliche Besitzer möge ihn abholen.

Aber niemand wollte der christliche Besitzer sein, niemand meldete sich — und das war mein Glück, denn dieser Unheilsheit verdanke ich mein Leben —

Der geneigte Leser oder noch vielmehr die fremdbliche Leserin werden hier sehr ärgerlich mir zurufen: „Hör mal, du willst uns hier wohl einen Bienenstich aufbieten?“ Ich bitte um Verzeihung — ich erzähle die Wahrheit, nur ein ganz klein wenig Geduld, und es kommt Licht in diese dunkle Geschichte.

„Wallo“ — so taufte ich den Hund, da jeder christliche Hund doch einen Namen haben muß — erwies sich sehr bald als das Muster eines Hundes. Er war treu, folgsam, zuverlässig und hielt — und das war sehr ordentlich — mit unseren Korpskamaraden gute Kameradschaft. Zuerst zwar sahen ihn die Zeitgenossen ein wenig schief an. „Wer bist denn du?“ Aber schon nach wenigen Tagen duldeten sie, daß er aus ihrer Schüssel trank und sich auf ihre Strohmatten zur Ruhe niederstreckte. Alles also atmete Frieden.

Nur die Welt nicht; die geriet außer Stand und Band, und Krieg! und aber Krieg! donnerte es durch Europa. Die Mobilmachung kam, ich eilte zu den Fahnen. Hinter mir verfaul Durcheinander und Barichenherrlichkeit, verfaul Heidelberg mit seiner Boesje, seinem frohen Leben, seinen lieben Menschen und seinem vertrauten, alten Gaststätten auf den Bergen und im Tale, und in das Rollen des Juges hinein klang mir aus tiefstem Herzens Grunde die Frage: „Werde ich euch wiedersehen?“

„Wau, wau!“ sagte Wallo, der zu meinen Füßen lag, und ich übersetzte mir das in mein geliebtes Deutsch: „Ja, ja!“ Wohl oder übel hatte ich den Hund mitnehmen müssen — niemand wollte ihn haben. Ihn tatsächlich, dazu ist immer noch Zeit, dachte ich, wenn es notwendig sein sollte. Im Gegenteil, der Hauptmann drückte alle beide Augen zu, als ihm sein jüngster Unteroffizier einen vierbeinigen Genossen mitbrachte: „Na, ja, wenn

die Bestie schon mal da ist, lassen Sie ihn da! "Über Ordren parieren muß er!"

So zog Wallo mit ins Feld. In der großen Vothränger Schlacht bei Saarbürg war er zum ersten Male Pulver. So racht gestie dem vierbeinigen Kameraden anfänglich die Geschichte nicht. Er klemmte den Schwanz zwischen die Beine und haute jämmerlich, als der Höllelärm ringsum losbrach. Die hot oder verirrte zusammenbrechenden Leute beschimpfte er argwöhnisch und kam dann zu mir gerannt, mich jedesmal traugig ansehend, als wolle er fragen: "Warum? Warum ist das alles?"

Ja, mein guter Wallo, das wußte ich selbst nicht und auf solche Doktorfrage konnte ich die keine Antwort geben.

Am seltsamsten war sein Verhalten, wenn er die Kugeln in seiner unmittelbaren Nähe piepsen hörte. Dann schnappte er danach, so lebhaft und heftig, daß er dabei fröhlich in die Luft springte. Aber keine traf ihn, so wenig wie mich — Herr und Hund schienen gefeit.

Wald aber wich, gerade wie bei den Menschen, die anfängliche Neugierigkeit des Tieres. Schon nach wenigen Tagen ließ ihn das tolle Gewehrgematter kalt, er lief unher, als ginge ihn das alles nichts an, und auch das Schnappen nach den Kugeln gewöhnte er sich bald ab. So wurde er nicht nur mir, sondern der ganzen Kompagnie ein guter, treuer, von allen gern gegebener Kamerad.

Dann begann die Zeit der Schützengraben, und hier bekam Wallo Händel mit den Franzosen. Eines Abends hörte ich weit draußen vor unserem Graben ein wütendes Gebläse. Ich erkenne Wallos Stimme; er war ausgerückt und mußte etwa bei dem vorgefahrenen Horchposten sein. Was hatte die Bestie zu belien, wo wir doch alle froh waren, wenn ringsum alles still blieb? Das Schlimmste aber kam noch. Offenbar durch das ihnen nicht erklärliche Gebell veranlaßt, gingen die Franzosen, deren Graben knapp ein paar hundert Meter von den unjeren lagen und die damals noch eine ungeheuerliche Munitionsverschwendung trieben, ein tolles Geschies an, das Stundenlang dauerte und uns natürlich zu angelegentlichster Bereitschaft anhielt. Und daran war Wallo schuld. Von dem Horchposten erfuhr ich, daß der Hund mit großen Sprüngen hinüber zum französischen Graben gesagt war und dort die Franzosen verbellt hatte. Alles Ruhen und Wachen war vergeblich — Wallo griff die Franzosen auf eigene Faust an, dieje wider schossen Stundenlang in die dunkle Nacht hinaus, und wir kamen um unjeren Schlaf.

Das ging nicht, durfte nicht sein. Wallo bekam eine Tracht Prügel und wurde am nächsten Abend an die Leine gelockt. Ich glaubte, nun sei alles gut. Blödsich fahre ich aus diesem Schlafe auf. Von drüben her schallte ein wütendes Gebelle — ich sehe nach, richtig! meine Hundebestie hat die Leine durchgebissen, ist abgerückt und greift die Franzosen an. Da soll doch gleich...

Schon geht das Geschies drüben wieder los, dazwischen Wallos Gebläse, immer lauter, immer wütender — ein Höllelärm ringsum, von Schall keine Rede. Der Horchposten meldet, der Hund mache alles rebellisch, höre auf kein Anken, habe sich in den Angriff verbißen.

Am anderen Morgen gab eine schöne Beshierung. Wallo erhielt eine fürchterliche Tracht Prügel, der Horchposten war ärgerlich und — der Oberst kam.

„Was ist denn das für eine verdammte Bestie, die uns hier die Nachtschießerei auf den Hals zieht?“

Ich melode mich als armer Sünder.

„Schaffen Sie den Hund weg! Das geht nicht!“

„Zu Befehl, Herr Oberst!“

Es tat mir in der Sucht leid, den Hund fortzuschaffen. Und auch die Kompagnie wollte ihn nicht müssen. Aber Befehl ist Befehl. Ein Kompagnioffizier, der sich bei einem Sprung eine schwere Hüftverletzung zugezogen, sollte in ein heimathliches Lazarett geschafft werden — ihn gab ich meinem Wallo mit. Er wollte nicht, biß und zerrte an der Leine, veruchte sie durchzubeißen — aber er mußte. Leb wohl, Wallo!

Das war morgens um 10 Uhr. Am Abend desselben Tages um diese Zeit höre ich ein wütendes Gebell. Ich fahre zusammen: Das ist Wallos Stimme. Er muß sich losgerissen, sich davongemacht haben — er hat sich zurückgefunden, greift die Franzosen auf eigene Faust an. Und gleich darauf geht das verdammte, wahnsinnige Geschies wieder los. Es ist zum Verzweifeln! Na, und der Oberst...

Der blieb denn auch nicht aus. Mit hochwodem Kopf kam er — Barometer: Sturm.

„Habe ich Ihnen nicht befohlen, das Hundebiest wegzuschaffen?“

„Zu Befehl, Herr Oberst! Er war weggeschafft!“

Ich erzählte kurz.

„Dann schießen Sie ihn tot!“

Im selben Augenblick stand der Verurtheilte neben uns und prang mit soohem Gebell an mir empor.

„Wie er sich freut, daß er wieder bei Ihnen ist!“ sagte der Oberst, den die Treue des Tieres offenbar milder gestimmt hatte.

Er fuhr dem zum Tod Verurtheilten freischend mit der Hand über den Kopf.

„Wir müssen dich totschießen, armer Kerl!“

Blödsich begann er sich.

„Können Sie ihn denn nicht an die Kette legen, daß er nachts nicht durchstreifen kann?“

„Ich habe keine Kette aufstreifen können, Herr Oberst! Leinen aber beißt er durch!“

„Na, ich will mal sehen! Beim Regimentsstab wird ja wohl eine entbehrliche Kette sein! Den Hund wegen seiner Treue aufstehen — nun, wenn wir es vermeiden können, wollen wir es vermeiden! Wer weiß, wozu uns das Tier noch mal nuge ist! Wollen's also erst mal mit dem Anlegen versuchen — Kette wird ich ja wohl finden!“

„Zu Befehl, Herr Oberst!“

Eine Stunde darauf hatte ich vom Stab eine Kette. Ein Hurra dem Obersten!

Nun wird Wallo nachts angelegt. Er riß und zerrte, biß an der Kette, aber sie war fester als seine Zähne — er kam nicht los, und bald sah er das Bergbläse seiner Anstrengungen ein und legte sich zur Ruhe nieder.

So geschah es, daß Wallo die Franzosen hinfort nicht mehr angriff; es war Waffenstillstand zwischen beiden.

Guter Oberst, den heute auch schon längst die fähle Erde des Schlachtfeldes deckt, wie danke ich dir, daß du mir meinen Wallo gelassen hast. Denn dadurch bist du, du strenger, härteijiger und dabei im Herzen doch so guter und edler Regimentsführer die Ursache geworden, daß ich mein Vaterland, mein geliebtes Heideberg wieder sah.

Das danke ich dir — dir und dem treuen Wallo...

Mein Regiment war zum östlichen Kriegsschauplatz kommandiert worden. Und hier ereilte mich mein Schicksal.

In jenen verdammten Sumpfgenden der polnischen Ebene war es, wo mich eine Kugel traf. Zwischen Sumpf und Schilf brach ich zusammen. Niemand merkte es; das hohe Schilf verbarg mich vollständig. Eine lange Ohnmacht umging mich. Als ich die Augen wieder aufschlug, war es Nacht. Alles still ringsum. Ich konnte mich nicht regen, nicht bewegen. „Das ist das Ende!“ mußte ich denken.

Da fühlte ich einen warmen Hauch. Wallo! Er beschimpfte mich. Das treue Tier. Nicht von meiner Seite ist er gewichen! Und man wird er Zeuge meines Sterbens sein! Denn ich fähle, wenn man mich nicht bald findet, dann kommt der Tod. Und wie soll man mich hier finden, in diesem vermaledeiten Sumpfwidel, hier mitten im hohen Schilfrohe. Ich will rufen — ich kann nicht — Blödsich versagt die Stimme.

Nach es kurz und gnädig, Vater im Himmel!

Es wird Nacht — meine Augen buntein — Fahr wohl, du schöne Welt! Noch einen letzten Gruß dir, Mt-Heideberg! Mein feindlicher Fuß hat deine Gassen betreten — grüne, bläse, wacke und gebeibe in fernste Zeiten! —

Da fahre ich zusammen. Ein lautes Gebelle. Das ist Wallo! Und immer lauter, immer lauter bellt er, als ob er seine Freunde, die Franzosen, vor sich hätte — was hat er? Ich höre ihn hin und her jagen, und im wilden Laufe bellt er, und bellt und bellt...

Er grüßt das Leben — ich grüße den Tod...

Auch mein Gehör versagt. Mitter und matter klingt das Bellen des Hundes — es geht mit mir zu Ende.

Da blödsich schweigt der Hund. Aber ein anderer Ton klingt an mein verdämmertes Bewußtsein:

„Das ist Wallo von unserer Kompagnie! Dann steigt auch der Bestmann irgendwo.“

Das ist das letzte, was ich höre. Denn ist alles still, nur ein leichtes Säusen noch in den Ohren. Nun hört auch das auf.

Als ich wieder zu mir komme, liege ich im Lazarett. Und neben mir sitzt Wallo. Sprechen kann ich nicht, nur seinen Kopf streicheln kann ich. Er verzieht mich auch so —

„Siehst du,“ so sagt er, „es war doch gut, daß du mich damals mit nach Hause genommen hast! Nicht wahr, was doch aus einem Hunde alles werden kann? Sogar ein Lebensretter — und das ist doch schon was! Meinst du nicht?“

So sprach Wallo, und ich habe ihn verstanden. Ich weiß genau, daß er recht hat.

Und gut soll er es haben bei mir — das hat er sich verdient. „

Logograph.

Ein halber Stand, ein halber Bers,  
Tagu ein halber Philosoph, —  
Das gibt zulammen holden Sinn.  
Es mahnt: nun macht die Herzen weit,  
Es naht in Glanz und Herrlichkeit  
Des Jahres schönste Zeit.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Festräfels in voriger Nummer.  
Christkind.